Frankfurter Zeitung
12./IX. 1915

Die Ungarn in Wien.

K Wien, 2. September.

Das war der Tag der Ungarn! Sie kamen nach Wien, dem Kaiser zu huldigen, aber es wurde zugleich ein Fest der Verbrüderung zwischen Ungarn und Oesterreichern. Wo sich die Gäste nur sehen ließen, wurden sie von den Wienern so herzlich begrüßt, wie wenn nie ein Schatten auf die Liebe der Völker in den beiden Reichshälften gefallen wäre.

Der Empfang beim Ministerpräsidenten, die Feier im Rathaus, das gemeinsame Mittagsmahl, das alles verlief sehr schön und würdig und hatte auch politisch vielleicht allerlei zu bedeuten, aber das Hauptstück blieb doch die Fahrt nach Schönbrunn und die Kundgebung vor dem alten Kaiser. Ein halbes Tausend magyarische und kroatische Abgesandte fuhr vom Schwarzenbergplatz über den Ring und die Mariahilferstraße zum Schönbrunner Schloß, zwischen Fahnen und Blumen auf dem ganzen Wege. Mit den Fahnen hatte der österreichisch-ungarische Ausgleich der Herzen vor einem Jahr begonnen. In Budapest geschah das Unerhörte, daß neben der eigenen und der reichsdeutschen Fahne das österreichische Schwarz-Gelb auftauchte, und in Wien mischt sich das rebellische Rot-Weiß-Grün immer vordringlicher unter die österreichische Farbe, die doch zugleich die Farbe des Reiches war. Jetzt kam noch die kroatische Fahne dazu, und zur Verbrüderung der Farben gesellte sich die persönliche Berührung, mochte es auch nur der Austausch zahlloser Eljen- und Hochrufe sein, mit denen sich die Wiener und ihre Gäste bewillkommneten.

Gibt es sonst etwas Abschreckenderes als fünfhundert Männer im Festgewand? Man denkt an photographische Aufnahmen von Gelagen, aus denen zahllose Hemdenbrüste den Beschauer anstarren, die gewählteste Gesellschaft entseelend. In dem Zug der ungarischen Abgesandten gab es nur wenig schwarze Röcke. Unter den Kroaten war das einfache Schwarz vertreten und etwa unter den Siebenbürger Sachsen, auf die es eine eigene Wirkung üben mochte, in Wien, dem deutschen Wien, so stürmisch als Ungarn begrüßt zu werden. Schon die Geistlichkeit aber hatte Farbe, und nun gar die magyarischen Herrn selbst! Ueber schweren Brokatröcken trugen sie samtene Attilas, mit kostbarem Zobel- oder Hermelin- oder Chinchillapelz, die durch reichgeschmückte Ketten zusammengehalten wurden. Auf dem Kopf die barettartigen Kalpaks, ebenfalls mit Samt und Pelzwerk besetzt und mit Reihern oder Straußenfedern geziert. In der Hand aber breite Schwerter, der Griff wiederum verziert mit Edelsteinen, die manche sichtbar werden lassen wie Frauen die Ringe an ihrer Hand. Und diese ganze Pracht, voll lebhaftester Farben, wirkt nicht deplaziert und livreehaft, sondern diese Männer verstehen ihr Kleid zu tragen. Man glaubt, das ganze herrschende Magyarentum, wie es leibt und lebt, in diesem Aufzug zu sehen. Aus diesen Köpfen schaut viel Romantik und Ritterlichkeit, viel Kraft und Wille, viel derbe Genußfreudigkeit, auch viel feines, weltmännisches Wesen, viel natürliche Liebenswürdigkeit. Ein junges Volk, mit frischer Vitalität, das noch um so mehr aus sich wird herausholen können, je weniger selbstzufrieden es sein wird. Es sind die Komitate und privilegierten Städte, die obersten Selbstverwaltungskörper Ungarns — man faßt sie dort unter dem Namen Munizipien zusammen —, die die Fünfhundert entsandt haben, recht aristokratische Gebilde, wie ja der ganze ungarische Staat noch nicht auf ganz breiter Basis aufgebaut ist; aber so, wie sie sind, geben sie dem Staatsgefüge ein Moment der Festigkeit und Einheitlichkeit und damit sich selbst das stolze Selbstgefühl, mit dem sie an großen Tagen auftreten.

In Schönbrunn erwartete sie der Kaiser. Stilgemäßer hätte das Schauspiel wohl in der malerischen Ofener Burg oder auch in dem pomphaften Pester Reichstag gewirkt als in dem Idyll Schönbrunn; aber gerade der Gegensatz gab dem Ganzen — an diesem Tag der Gegensätze — einen neuen Reiz. Als beim Eintritt des Kaisers das „Eljen a Kiraly!" der Magyaren mit dem kroatischen „Zivio Kralj!" brausend zusammenstieß, als dann Graf Tisza dem König von Ungarn huldigte und der König, dessen Füße durch verwandelte Welten geschritten sind, den Gruß der Treue erwiderte, da waren gewiß auch kühlere Gemüter von der Feierlichkeit der Stunde ergriffen. Denn diese Kundgebung war etwas anderes als eine konventionelle Zeremonie; ein wenig ging auch durch sie der gewaltige Hauch des Krieges, und es rollte leise in ihr nach, was in früheren Zeiten zwischen den König und dies Volk getreten war. Die dynastische Gesinnung des Magyaren hat eine eigene Note. Es ist viel Unabhängigkeitssinn in ihr, der Konflikte und Auflehnung nicht ausschließt, aber bei alledem ist sie so fest eingewurzelt wie irgendwo in diesem völkerreichen Staate. Nur hat sie hier einen ganz anderen Gefühlston als etwa bei den Tiroler Bauern. Es ist nicht die Kaiserkrone, vor der sich der Magyar beugt, sondern die Krone des heiligen Stefan, die ihm das Symbol seines Volkstumes ist und mit deren Träger ihn eine weit mehr als rationalistische Beziehung verbindet. In ihm erkennt er sich selbst: „Unser König ist der erste Ungarsmann", — auch wenn er in Wien lebt und „Wien" als der Inbegriff aller fremden Einflüsse gilt, die an seinem Lande beteiligt sind.

Es ist nicht ohne Sinn, daß der Weg zu ihrem König für die Magyaren zugleich der Weg zu den Wienern wurde. Anschaulich tritt darin in die Erscheinung, daß in diesem Reiche die Krone tatsächlich für die vielfach auseinanderstrebenden Teile ein Faktor von außerordentlich bindender Kraft ist. Wenn sich Oesterreicher und Ungarn heute näher fühlen als seit Jahrzehnten und wenn selbst Magyaren und Kroaten, zwischen denen der Gegensatz unversöhnlich zu sein schien, neues Vertrauen zueinander fassen, so bietet die Gemeinsamkeit der Dynastie für die gelockerten Fäden den sichtbarsten Anknüpfungspunkt. Die eigentlichen Wurzeln der österreichisch-ungarischen Gemeinsamkeit liegen natürlich tiefer, und geweckt wurden die schlummernden Gemeinschaftlichkeiten durch den Krieg. Es war, wie wenn angesichts der ungarischen Gäste eine Aufwallung durch die Stadt gegangen wäre: Wir sind doch alle Brüder. Das Furchtbarste haben wir zusammen getragen, warum sollten wir uns ewig streiten? Gewiß wird nachher, wenn die Galaröcke weggehängt und die Fahnen eingeholt sein werden, vieles von den alten Gegensätzen wiederkehren, und vielleicht war schon bei dem heutigen Fest mehr Politik im Spiel, als die Zuschauer merkten; aber eines soll doch bleiben: ein gefestigtes Zusammengehörigkeits- und Familiengefühl. Wenn dies die Stimmung der zu Hause Gebliebenen ist, sollten nicht in noch weit höherem Grade die Soldaten an der Front davon durchdrungen sein, auf deren Schultern die ganze Last dieses Krieges ruht?

68
100